



## MONATE IN TUSCULUM KLAUS REICHERT

---

Klaus Reichert, 1938 geboren, studierte Philosophie und verschiedene Sprachen in Marburg, London, Berlin, Gießen und Frankfurt. Von 1964 bis 1968 war er Lektor in den Verlagen Insel und Suhrkamp in Frankfurt. Danach wandte er sich wieder der Literaturwissenschaft zu, promovierte über Lewis Carroll („Theorie des Unsinn“), gab nebenher die Frankfurter Ausgabe der Werke von James Joyce heraus. Von 1975 bis 2003 war er o. Professor an der Universität Frankfurt, lehrte aber auch in Italien und den USA. Seit 1993 leitet er das von ihm gegründete interdisziplinäre Zentrum zur Erforschung der Frühen Neuzeit. Seit 2002 ist er Präsident der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung. Außer als Literaturwissenschaftler arbeitet er als Übersetzer, Essayist, Herausgeber und Lyriker. Seine Arbeitsschwerpunkte sind die Shakespeare-Zeit (zuletzt erschien *Der fremde Shakespeare*, 1998), die klassische Moderne (zuletzt: *Weltalltag der Epoche: Zu Joyce*, 2004), die Übersetzungstheorie und -geschichte (zuletzt: *Die unendliche Aufgabe: Zum Übersetzen*, 2003). Er ist der Herausgeber der Werke von Virginia Woolf, Friederike Mayröcker und H. C. Artmann. – Adresse: Stettenstraße 54, 60322 Frankfurt/Main.

Ich durfte sieben Monate lang im Wissenschaftskolleg sein, von Januar bis Juli 2004. Ich hatte mir eine solche paradisische, herausgeschnittene Zeit lange gewünscht, jetzt, spät im Leben, sollte sie sich ereignen. Ich freute mich auf die Wiederbegegnung mit alten Freunden oder Bekannten – Stefan Litwin, Stephen Greenblatt, Quentin Skinner, Horst Bredekamp, und später, im April, würde noch Kurt Flasch dazukommen –, freute mich auf das Kennenlernen vieler neuer Heroinnen und Heroen. Ich hatte zwei Projekte im Gepäck: eine „Geschichte des Schweigens“ weiterzuschreiben, zu der es einige Vorar-

beiten gab, zweitens, einigermaßen dreist, eine Neuübersetzung des Buches Hiob zu versuchen.

Gleich beim ersten Mittagessen saß ich neben dem Althistoriker Egon Flaig, der unvermittelt auf mein erstes Thema zusteuerte: „Kennen Sie die ‚Choephoren‘ des Aischylos?“ Ich murmelte ein unentschlossenes „Ja“. „Wissen Sie, dass darin eine Schweigefigur vorkommt?“ Darauf konnte ich entschieden mit „Nein!“ antworten, und Egon Flaig erzählte von dem Freund des Orest, Pylades, der während des ganzen Stücks stumm auf der Bühne steht, weshalb er von der Regie meist gestrichen wird. Aber Orest, dieser erste Hamlet, wendet sich einmal, ein einziges Mal, an Pylades und fragt ihn, was er tun solle, worauf der Freund, dieses eine Mal, sagt, er müsse tun, was der Gott befahl (nämlich die Mutter töten). Damit wird schlagartig klar, welche Rolle Pylades verkörpert: er ist die ganze Spieldauer über die stumme Anwesenheit des Orakels. Dadurch wird die Schweigerolle zum übermächtigen, übermenschlichen Widerpart des hin- und hergrübelnden Zauderers. Das war für mein Projekt, das Schweigen als Ursprung und Abgrund des Sprechens in Literatur, Kunst und Musik zu erkunden, ein verheißungsvoller Beginn.

Leider hatte ich die Rechnung ohne den Wirt, d. h. meinen Terminkalender, gemacht. Altlasten (ein Vorwort zu einem eigenen Joyce-Buch, Nachworte, Vorträge, Prüfungen in Frankfurt) wollten abgetragen werden, neue Verpflichtungen kamen hinzu: in die Debatte um die verkorkste Rechtschreibreform schien noch einmal Bewegung zu kommen, in die ich mich als Präsident der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung einzuschalten hatte; die Frühjahrstagung der Deutschen Akademie in St. Petersburg war vorzubereiten (bei der es gelang, den erstaunlichen Isidor Levin, den ich im Wiko kennengelernt hatte, mit dem Gundolf-Preis für deutsche Kultur im Ausland auszuzeichnen), die Herbsttagung zum Thema „Wohin treibt das Theater?“ war zu planen; unseligerweise jährte sich auch noch im Juni der Bloomsday zum hundertsten Mal, und Sigrid Löffler ließ sich nicht ausreden, von mir den Hauptartikel über den *Ulysses* für *Literaturen* geschrieben zu bekommen. Der Rektor Dieter Grimm verpflichtete mich, Ende Februar den monatlichen öffentlichen Vortrag zu halten: „Was heißt übersetzen?“ Als ich meinte, ich könne ein mir so vertrautes Thema aus dem Ärmel schütteln, wurde mir bedeutet (nicht von Dieter Grimm): „Aber es muss exzellent sein!“ Also setzte ich mich hin und arbeitete den Vortrag aus, der auch als Beitrag zum Jahresthema „Cultural Mobility“ gedacht war.

Das Wiko selbst hatte natürlich seine strukturellen Beanspruchungen. Es gab den unausgesprochenen Druck, zu den Dienstagskolloquien zu erscheinen und vor allem mitzudiskutieren („Ach, Sie waren heute nicht im Kolloquium?!“). Beim ersten Kolloquium fiel

mir während der Diskussion nach drei Minuten etwas ein und ich meldete mich, wobei ich erfuhr, der Zwanzigste auf der Liste zu sein. Das heißt, man hatte sich sofort, vielleicht schon während des Vortrags, zu melden, um den *Claim*-Pfahl einzurammen, ob man eine Frage hatte oder nicht (die würde dann schon kommen). Die Fragen, die dann kamen, waren von deutscher Seite, wie zu erwarten, keine Fragen, sondern Gegenreferate, in zögerndem, aber Platz greifendem Englisch vorgetragen, deren Botschaft manchmal nichts weiter sagte als Richards III. „I am I.“ Als älteres Semester hält man sich aus diesen Duftmarkierungskompetitionen nach einiger Zeit aus dem Spiel und geht vor dem Ende wieder an die Arbeit, falls sich nicht in der Zwischenzeit E-Mails und Anrufe auf dem Anrufbeantworter angestaut haben. (Von der engelsgeduldigen Petra Sonnenberg, die meine Begriffsstützigkeiten elegant ignorierte, hatte ich das E-mailen gelernt, dessen Lese- und Antwortspiel am Ende mehr als halbe Tage wegfraß.) Aber die Vorträge in den Kolloquien waren in der Regel außerordentlich spannend, gerade dann, wenn ein Thema zur Sprache kam, von dem ich nichts verstand – Naturwissenschaftliches, Juristisches, Ökonomisches.

Das Gleiche galt übrigens für die Mittagessen, vor denen ich mich zunächst fürchtete, weil ich wegen Ermüdungsfolgelasten zu Hause nie zu Mittag aß. Aber diese Mittagessen entpuppten sich als unerwartete Inspirationsquellen. Es war fast gleichgültig, neben wem man saß, man war gleich mitten im Gespräch – über die Thesen des Kolloquiums, die jetzt ungeschützt diskutiert wurden, über das, woran einer gerade arbeitete – Soziologie der Wespen in Zentralafrika, Vokalisierung des Koran, Zionismus und Antizionismus, Aufklärung im Mittelalter, Urheberrecht –, man hatte komplexe Winzigkeiten der Welt am Tisch, die man dann auf einmal zu verstehen glaubte, wenigstens die, gegenüber den Unübersichtlichkeiten der übrigen Welt.

Zu den Mittagessen erschienen auch Gäste. Einmal kam ein älterer untersetzter Herr auf mich zu, den ich nicht gleich erkannte und der mich liebevoll umarmte. Es war Rabbi Albert Friedlaender, mit dem ich in den 60er-Jahren befreundet gewesen war und den ich damals mit Paul Celan bekannt gemacht hatte. Wir waren sofort mitten im Gespräch, als hätten wir uns nicht Jahrzehnte nicht gesehen, über unsere alten Themen: Celan, Buber und Rosenzweig, Leo Baeck, das Reformjudentum, Übersetzungsfragen. Albert wusste von meinem Schweigeprojekt und fragte: „Kennst du die Stelle, als Aarons älteste Söhne, seine ausgewählten Nachfolger, beim Opfern am Altar von Gott im Blitz erschlagen werden, da heißt es: ‚Und Aaron schwieg‘. Was heißt das?“ Ich sah Albert Friedlaender zuletzt beim Treffen der Alt-Fellows Anfang Juli, zu dem ein Kolloquium über das Hören vor-

bereitet worden war. Ich sprach über die Diskrepanz zwischen gelesenem und gehörtem Text am Beispiel von *Finnegans Wake*. Albert Friedlaender mischte sich ein und sprach über den ‚Hörtex‘ der Bibel-Übersetzung von Buber und Rosenzweig. Später übergab er mir ein Akrostichon-Sonett, das er über meinen Namen geschrieben hatte. Es „handelte“ von Celan als unserem ‚Abendstern‘ und endete mit den Worten „After death, we live again“. Fünf Tage später starb er an einem Herzriss.

Ich glaube, das Geheimnis des Erfolgs des Wiko liegt im Beiläufigen, Spontanen, Nicht-Planbaren. Zufällig fand sich eine Gruppe zusammen, um gemeinsam *De natura rerum* des Lukrez zu lesen. Selten habe ich so erhellende, in Textarbeit fundierte Gespräche erlebt, samt einem gelegentlich aufflammenden Streit darüber, ob der philosophische ‚Gedanke‘, die ‚Lehre‘, oder ob die poetische Form, der Bilder- und Episodenreichtum ins Zentrum der Aufmerksamkeit gehörten. Eine andere Gruppe, unter Leitung von Reinhart Meyer-Kalkus, Stefan Litwin und Regula Rapp, bereitete einen Workshop zu Schönbergs *Moses und Aron* in der Staatsoper vor. Ich versuchte dabei, Schönbergs Gottesbestimmungen aus dem Luthertum herzuleiten, also zu zeigen, dass sie keine Fundierung im hebräischen Text der Bibel hatten. Amnon Raz-Krakotzkin („Nono“) sprach in flammenden Worten über Schönbergs militanten Zionismus am Beispiel des Dramas „Der biblische Weg“.

Die Zeit in diesem Tusculum war so reich an Anregungen, Inspirationen, Gedanken- und Gefühlsdurchwirbelungen, dass ich kaum weiß, was ich davon aufzählen soll – die Gesprächskonzerte mit Stefan Litwin und Jörg Widmann, die täglichen Gespräche mit meinem Büronachbarn Reinhart Meyer-Kalkus, mit Frau von Arnim, mit den Fellows, von denen ich manche leider erst gegen Ende ‚entdeckte‘. Es war eine Überfülle, und am liebsten wäre ich gleich dageblieben.

Und der ‚Ertrag‘? Berge von Materialien, Notizen, Ausarbeitungen für mein Schweige-Buch, ein Herumprobieren am Hiob, an dessen Unverständlichkeiten ich vorläufig scheiterte. Dafür nahm ich ein anderes Projekt wieder vor, das mich seit Jahren begleitet hatte: eine Prosaübersetzung der Sonette Shakespeares, die alles in eine rhythmisierte Prosa herüberholen wollte, was üblicherweise dem Reimzwang und der metrischen Regulierung geopfert wurde – ein schwierigeres Unterfangen, als ich anfangs ahnte. Etwa 40 Sonette hatte ich über die Jahre unter Qualen übersetzt – die restlichen 114 kamen im Grunewald wie in einem Rausch. Wenigstens die konnte ich also nach Hause tragen. Sie werden im Frühjahr 2005 erscheinen.